

## **Predigt**

Reminiscere, 28. Februar 2021

St. Marien Berlin

Johannes 4, 5-14

**Bischof Dr. Christian Stäblein**

Liebe Gemeinde, der Brunnen, draußen, vor dem Tor, ist der Ort, an dem die Quellen des Lebens offenbar werden. Oft besungen das, fast logisch ja auch. Wasser wird geschöpft. Gespräch wird dort geführt. Begegnung wird möglich. Himmlisches und Menschliches mischen sich. Ein Grenzgang eben. Am Brunnen sein, das war, das ist fast immer ein Grenzgang.

Der Jakobsbrunnen, an dem die Geschichte des Evangeliums heute spielt, soll wohl einen guten Kilometer außerhalb des Dorfes gelegen haben. Dass die Frau, deren Namen wir nicht wissen, die einfach die Frau aus Samarien genannt wird, dass die hier um die sechste Stunde auftaucht, ist eher überraschend. Um die sechste Stunde – das ist die Mittagszeit. Zum Brunnen geht man doch morgens oder abends, nicht in der Hitze des Tages. Ein Grenzgang schon das. Auch dass Jesus hier auftaucht, ist überaus ungewöhnlich. Er ist außer Landes, in Samarien, die Samaritaner symbolisieren gewissermaßen den Erbfeind in der so nahen religiösen Tradition, die Abweichung in der Nähe des Glaubens verletzt besonders. So redet man eigentlich nicht miteinander, keine Berührung. Und dann kommen ausgerechnet die ins Gespräch: Die Frau und Jesus. Am Brunnen in der Mittagshitze. Eine Grenzbegegnung zwischen jenen, die sonst keine Berührung haben. Der Jude Jesus und die Samaritanerin. Frau und Mann. Reden über Wasser. Und über die Quelle des Lebens, die wahre Quelle. Dass Menschen nicht für sich bleiben müssen. Dass sie einander begegnen können. Dass bei Gott Leben ewig neu wird. Dass Jesus selbst diese Quelle ist, dass von ihm Lebendigkeit kommt, die allen Lebensdurst stillt. Eine Grenzbegegnung draußen. Vor dem Tor. –

Liebe Gemeinde, es ist erstaunlich, dass diese Geschichte bewahrt und überliefert worden ist. Für die damaligen Verhältnisse – aber nicht nur für die – ist sie ziemlich anstößig. Tempelpriester und die Domherren müssen so subversive Traditionen wegdiskutieren.

In patriarchalen Strukturen muss die Frau denunziert werden. Sie habe Männerprobleme, kann man in jedem zweiten Kommentar lesen. Na klar. Männer müssen Probleme haben mit dieser Frau. Und diesen Jesus, kann man den nicht irgendwie wieder einfangen?

Liebe Gemeinde, liebe Geschwister, dass diese Geschichte aus dem Johannesevangelium heute das Wort zur Predigt ist, hat seinen guten Grund darin, dass es eine der Lieblingserzählungen der Christinnen und Christen in Indien ist. In südindischen Dörfern, heißt es, ist es nicht selten, dass sie geteilt sind – geteilt oft genug durch einen Fluss, das Wasser, der Brunnen sozusagen. Die eine Seite des Dorfes ordentlich gepflastert, sauber, wohlhabend, Schule, Tempel, Dachpfannen. Das Dorf der Kastenangehörigen. Die andere Seite des Dorfes Hütten aus Lehm, Wellblechdächer, öde, arm. Hier wohnen die sogenannten Unberührbaren, Dalits oft, unter ihnen nicht selten Christinnen und Christen. Die einen müssen für die anderen arbeiten. Ansonsten: keine Berührung. Nicht mal am Brunnen, am Fluss. Grenze ist Grenze. Jeder hat sein Wasser, jeder hat sein Leben. Die einen so, die anderen so. Kein Wunder, lese ich, dass sich viele Christen, besonders auch Frauen, mit der samaritanischen Frau identifizieren. Angezogen davon, dass dieser Gott Grenzen öffnet, Zäune einreißt, Menschen zusammen führt, ja: da ist und berührt, öffnet statt ausschließt. Jesus. Quelle ewiger Lebendigkeit. Berührbar. Christinnen und Christen in Indien bewahren, bewahren auch für uns hier eine Geschichte, die damals und die bis heute anstößig klingen muss, die die Strukturen umdreht, subversiv, die so Hoffnung schenkt. Wie viele denken wo auch immer: zieh lieber weiter, Jesus, bring doch nicht die Ordnung durcheinander, die religiöse und die irdische.

Liebe Geschwister, von wo auch immer Sie jetzt zuschauen: in Gedanken ziehen wir heute mit Ihnen weit über den Raum und die Grenzen dieser Kirche hinaus zu unseren Geschwistern nach Indien. Wir sind mit etlichen von Ihnen eng verbunden, dank der Gossner Mission, dank Johannes Evangelista Goßner, dem Grenzüberschreiter im 19. Jahrhundert. Viel hat sich seitdem verändert, gerade auch in Indien. Es gibt inzwischen Religionsfreiheit, von der indischen Verfassung garantiert, es gibt und es gilt Diskriminierungsverbot, sowohl gegenüber Christinnen und Christen als auch gegenüber den Ureinwohnern, den Dalits und Adivasi. Rechtlich hat sich viel getan. Politisch, kulturell,

geistig, materiell und am Ende auch ganz real sieht es oft anders aus. Die fundamentalistischen Hindubewegungen und die prohinduistische Regierungspartei erneuern alte Exklusionen gegenüber Christen, wir haben es vorhin gehört. Sie schaffen Bedrängung, Bedrückung, ja auch Verfolgung – oft subtil, manchmal ganz offen. Über geistige Zäune werden reale Grenzziehungen erneuert, sozial, materiell, politisch.

So ziehen wir heute in Gedanken über die Grenze zu Ihnen, um mit Ihnen zu beten, um an ihrer Seite zu stehen, um laut zu machen, was bedrängt und bedrückt, um laut auf diese Missstände aufmerksam zu machen. Vor allem aber auch, um mit Ihnen an den Brunnen zu gehen, draußen, vor dem Tor, da, wo Jesus zeigt, was das Leben ausmacht. Sein Wort, das lebendig macht. Oft genug sind wir ja begriffsstutzig, fragen auch: wie jetzt, wo ist denn das Wasser, von dem Du sprichst? Was soll das sein?

Und wenn wir so begriffsstutzig sind, dann, gerade dann ist es gut, raus zu gehen, über unsere Grenzen, außer Landes – da, am Brunnen in Indien, wo Menschen um ihren christlichen Glauben ringen, für ihn einstehen, da, da entdecken wir die Lebendigkeit, die uns womöglich abhanden gekommen ist. Ich entdecke sie schon beim Lesen der Geschichten von dort, denn – anders als viele, die hier sind und die uns jetzt zuhören – war ich noch nie da. Umso mehr bin ich froh über die Erzählungen.

Etwa von Ruth Manorama. Kam aus der untersten Gruppe, Dalit, kastenlos, arm, weiblich, unberührbar, dagegen all die anderen Orte unterer, mittlere, höhere, hohe Kasten, Brahmanen, besser, reiner geltend. Ruth Manorama, wollte ihr Selbstbewusstsein nicht länger von dieser Minderwertigkeitszuschreibung bestimmen lassen, drehte die Abwertung der Unberührbarkeit um, ließ sie für sich bedeuten als eine Grenze, etwas Heiliges, ihr Leben wie alles andere Leben etwas Heiliges, das nicht in den Schmutz gezogen werden darf. Dann kamen Menschen in ihr Dorf, die von Jesus erzählten, Mensch unter Menschen, Gottes heiliges Kind, berührbar, einer, der teilt, der sich mit an den Tisch setzt, bei Außenseitern ein- und ausgeht, sogenannte Unberührbare berührt. Das öffnete ihr die Augen, gab ihr Kraft, Ruth Manorama stieg aus dem System der Einteilungen, studierte, wurde Sozialarbeiterin für die Dalit-Frauen, für die Ärmsten, mobilisiert seitdem, vernetzt, bringt ihre Ideen unter die Leute und ins Land. Ein Brunnen dieser Einsatz, unermüdlich, Wasser aus der Quelle Jesu. Ruth Manorama, Trägerin des Alternativen Nobelpreises 2006, Right Livelihood Award.

Ich glaube, sie ist am Brunnen mit Jesus zu treffen. Wir begegnen ihr dort. Und entdecken so, wie lebendig er macht. Das ist die Bewegung dieses Sonntags. Nicht ein generöses, womöglich im Herzen hochmütiges Herunterbeugen von unbedrängten Christen in Europa oder Deutschland zu bedrängten Christen in Indien oder wo auch immer auf der Welt. Nein, ein Erleben, dass dort der Brunnen ist, der Quell von Jesu Wasser, seiner Lebendigkeit, die unsere nicht versiegen lässt. Meine, unsere Neigung könnte ja groß sein, alsbald wieder weiter zu ziehen, wieder zurück, weg vom Brunnen und zurück in die eigenen Mauern. Aber Jesus - wer die Geschichte weiter liest, weiß es – bleibt, nicht nur ein kurzer Talk am Brunnen, er bleibt über einige Tage in Samarien, lässt die Frau nicht allein, bis ihr alle glauben. Und wir? Wollen auch nicht allein lassen, ja mehr noch: Wir sind froh, wenn Sie uns nicht allein lassen, Sie, die Christinnen und Christen in Indien, von denen wir lernen können, was Glauben aus dieser Quelle ist. Grenzen aufhebend. Soziale Missstände bekämpfend. Sich in Bedrängung nicht einfach klein machen lassen. Verstehen, was oft unverständlich ist. Und dann begreifen, was wirklich die Quelle des Lebens ist. Die nicht versiegt.

Ein paar Tage bleiben. Oder auch für immer. Weil der Himmel keine falschen Grenzen mehr will.

Danke, Danke Ihnen – und Danke auch Goßner – dass wir den Weg zum Brunnen wieder kennen.

Amen.